

der Geist in das Gottesverhältnis Jesu hineinnimmt. Durch seinen inneren Zusage erfahren wir, daß auch für uns Gott kein Fremder ist, sondern der Vater, der uns mit seiner Liebe erwählt, errettet und umsorgt, und der den größten Beweis dieser Liebe dadurch gab, daß er seinen Sohn in die Welt sandte, um uns durch ihn ganz und unwiderruflich für sich zu gewinnen. Oder nun nochmals mit dem Wortlaut des Galaterbriefs gesagt:

Als aber die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einer Frau und dem Gesetz unterstellt, damit er die dem Gesetz Unterstellten loskaufe, und damit wir die Sohnschaft erlangten.

Das ist die Botschaft der ältesten Weihnachtsgeschichte die, wenn man ihr nur auf den Grund geht, gewiß nicht weniger zu sagen hat als die bildreichen Geschichten der Evangelien. Denn was letztlich zählt, ist nicht das Bild, sondern das Wort, und im Wort die Kraft, die unser Leben verwandelt.

Die Weisheit des Ostens und der Geist der Freude

Zur Begegnung mit fernöstlicher Spiritualität¹

Joannes C. H. Wu, Taipei (Taiwan)

Freude und Musik

„Wo Musik ist, da ist Freude“, so übersetzt James Legge² einen Satz des chinesischen Klassikers Li Ki. Wörtlich aber müßte es heißen: „Musik ist Freude.“ Für beides, Musik und Freude, steht nämlich im Chinesischen ein- und dasselbe Schriftzeichen. Als Musik wird es „yueh“ ausgesprochen, als Freude klingt es wie „lo“. Der Geist der Freude und der Geist der Musik sind untrennbar; denn der chinesische Weise sieht beide gegründet in Harmonie.

¹ Der chinesische Prof. Dr. Wu (geb. 1899 in Ningpo, China) ist von Herkunft, Wissen und Herzensbildung zum Dialog der Religionen geeignet wie kaum ein anderer. Von ihm gilt, was Konfuzius von sich sagte: „Mit 15 (Jahren) beschloß ich zu lernen. Mit 30 stand ich auf eigenen Füßen. Mit 40 war ich über Illusionen hinaus. Mit 50 verstand ich die Gebote des Himmels. Mit 60 wurde mein Ohr hellhörig und gelehrt. Mit 70 konnte ich meines Herzens Begierden folgen, ohne gegen die Gesetze des Himmels zu verstoßen.“

Als junger Mann schon war er ein geachteter Gelehrter, Doktor der Rechte in China und den USA, Präsident des Internationalen Gerichtshofs in Shanghai, verantwortlicher Bearbeiter der

Im „Traktat über Musik“ führt Li Ki den Ursprung der Musik auf die Harmonie des Kosmos zurück:

Der Atem der Erde steigt zur Höhe und der Atem des Himmels sinkt zur Tiefe. In ihren eindämmenden und ausschwingenden Kräften berühren sich beide Elemente; und so wirken Himmel und Erde aufeinander ein. (Das Warten der Natur) wird durch den Donner erregt, durch Wind und Regen bewegt, durch die vier Jahreszeiten vorangetrieben, durch Sonne und Mond erwärmt. Alles Wechseln und Wachen schreitet aus mit vitaler Kraft. Die Musik aber ist es, in der diese Harmonie zwischen Himmel und Erde erklingt.

Anderswo heißt es:

Große Musik bringt die Harmonie zwischen Himmel und Erde zum Tönen.

Himmel und Erde bilden den Makrokosmos, ihm entspricht der Mensch als Mikrokosmos. Wenn also ein Mensch die Harmonie in sich selbst verwirklicht, die im großen Kosmos, im „Makrokosmos“ herrscht, dann bricht von selbst in seinem Innersten Freude auf; denn sie ist Ausdruck seiner Einheit mit dem Kosmos.

Anders gesagt: Die Freude des Menschen entspringt der Verwirklichung der eigenen Persönlichkeit; und diese hängt ab von der inneren Harmonie. Musik ist so Kunst schlechthin; und deshalb maßen die klassischen chinesischen Weisen der Musik eine solche wichtige Rolle bei zur Entfaltung der eigenen Persönlichkeit. Dazu ein Beispiel: Im „Buch der Geschichte“ wird erzählt, wie Kaiser Shun sein Kabinett ernannte – den Premier und die Minister für Ackerbau, Erziehung, Justiz, öffentliche Arbeiten usw. Bei der Ernennung des Ministers für

damaligen Konstitutionen (vom 5. Mai) der Republik, Vertreter Chinas im Vatikan. Seine Bildung ist universal: über den Vater vertraut mit dem konfuzianistischen Ethos, von der Mutter her mit taoistischer und buddhistischer Weisheit beschenkt, durch eigenes Studium in die östliche und westliche Geistigkeit eingedrungen.

Bei seinem Übertritt zum Katholizismus (1938) verstand er sich als einer der Weisen vor der Krippe, der das Gold des Konfuzianismus, die Myrrhe des Taoismus und den Weihrauch des Buddhismus als „natürliche Mitgift“ bringen durfte. Was für das abendländische Christentum Sokrates, Plato und Aristoteles wurden, nämlich „Erzieher auf Christus hin“, ist für Joannes Wu seine chinesische Tradition. In „Beyond East and West“ (1952, Deutsch als: Jenseits von Ost und West) hat er seinen Weg beschrieben.

Die Verehrung Mariens (der weiblichen, empfangenden Dimension) und seine Liebe zur heiligen Therese von Lisieux öffneten ihm den Weg in den Katholizismus. Ohne das Licht der Offenbarung – so schreibt Dr. Wu – laufe er als Chinese Gefahr, „Schicksalsgläubiger“ zu werden, so wie der Abendländer ohne dieses Licht sich im Aktivismus totlaufe. Doch der Osten werde erst dann wirklich christlich, wenn der Westen demütig erkenne, daß er wieder christlich werden müsse.

Für die Übersetzung sind verantwortlich Arnold Sprenger SVD, St. Augustin, Josef Sudbrack SJ, München. Ein weiterer Beitrag von Dr. Joannes Wu über Therese von Lisieux wird folgen.

² James Legge ist einer der klassischen Deuter chinesischer Religiosität; *The religions of China*, London 1880.

Musik – was hier besonders interessiert – sagte der Kaiser: „Ku‘ei, ich beauftrage dich, das Amt der Musik zu übernehmen. Lehre unsere Söhne, zugleich aufrichtig und mild, großzügig und fest, stark aber nicht grob, einfach aber nicht arrogant zu sein.“

In dieser großen Tradition stand Konfuzius³, als er sein Programm zur Erziehung der Jugend verkündete: „Mittels der Poesie wecke zuerst ihr Interesse am Lernen; durch Einüben der Regeln der Schicklichkeit forme dann ihren Charakter; zuletzt aber führe ihre Persönlichkeit zur Harmonie durch die Musik.“ Und auf dieser letzten Stufe wird der Geist der Freude gefunden. Dazu meint Konfuzius: „Davon zu wissen ist nicht so gut, wie es zu mögen; es zu mögen ist wiederum weniger gut, als sich daran zu freuen.“

Wie es verschiedene Weisen der Musik gibt, die in sich alle gut sind, so können wir auch von verschiedenen Arten und Ebenen der Freude sprechen. Die Freude des konfuzianischen Weisen ist nicht identisch mit der des Taoisten; und beide nicht zu verwechseln mit der Freude des Buddhisten. Gemeinsam aber ist allen dreien, daß diese ihre Freude deutlich unterschieden ist von sinnlichen Vergnügen dieser Welt, daß sie die sinnlichen Vergnügungen weit überflügelt.

Die Freude des Konfuzius

Der Geist der Freude, in dem Konfuzius lebte, strahlt schon aus den ersten Seiten seiner *Analekten*. Er macht den Grundton des ganzen Buches aus. Mit folgenden Sätzen beginnt diese Sammlung:

Der Meister sagt: „Ist es nicht eine echte Genugtuung, zu lernen und ständig auszuüben, was man gelernt hat? Ist es nicht eine wahre Freude zu sehen, wie Menschen gleichen Sinnes aus verschiedenen Gegenden zusammengefunden haben? Ist es nicht eines Edelmannes würdig, fröhlich zu bleiben, auch wenn andere seine Fähigkeiten verkennen?

Freude also am Lernen, Freude am gemeinsamen Zusammensein, Freude an der Entfaltung der eigenen Persönlichkeit, die keiner Anerkennung von anderswoher bedarf. Konfuzius beschreibt sich selbst als einen Menschen, der so begierig auf Lernen und Lehren ist, daß er darüber die Mahlzeiten versäumt; der daran eine solche Freude findet, daß er die eigenen Sorgen und das wachsende Alter vergißt.

Unter seinen Schülern schätzte Konfuzius am meisten Yen Huei. Er wurde nicht müde, ihn zu loben:

Wie gut ist doch Huei! Mit einer Bambusschale voll Reis, mit einem Topf Gemüsesuppe, in einer armseligen Seitenstraße lebend! Andere hätten

³ 551 (552)–479 v. Chr.

diese Armut nicht ertragen; aber Huei verlor niemals seinen Geist der Freude. Wie gut ist doch Huei!

Dieser Ausruf zeigt, wie hoch Konfuzius Menschen schätzt, deren Freude von innen kommt und nicht von äußeren Lebensumständen abhängt.

In der Sprache des praktischen Lebens ausgedrückt heißt dies: Die konfuzianische Freude kommt aus dem Bewußtsein, alle Pflichten treu erfüllt zu haben. Tseng-shen, ein anderer der großen Schüler des Konfuzius, sagte einmal: Täglich prüfe ich mich mit drei Fragen: War ich in meinem Bemühen um andere Menschen aufrichtig? War ich im Umgang mit meinen Freunden ernsthaft? War ich beim Lernen besorgt, das zu tun, was der Meister mich lehrte?

Tseng-shen galt trotz seiner Bedeutung für nicht so begabt wie Yen Huei. Konfuzius soll ihn sogar „töricht“ genannt haben; vermutlich, weil er Freude mittels individueller, einzelner Tätigkeiten suchte, während Yen Huei über solche Kleinigkeiten erhaben war.

Was Tseng-shen auch vor seinem Meister Konfuzius gegolten haben mag, für die meisten späteren konfuzianischen Gelehrten wurde er das Vorbild, nach dem sie ihr Leben gestalteten. Der Grund dafür ist einfach: Yen Huei's Leben war ihnen unnachahmlich! Nur besonders Begabte wagten es, seine Größe anzustreben. Und nach meinem persönlichen Urteil: Erreicht hat ihn niemand! Tseng-shen nun beschreibt Huei's Rang:

Klug und zugleich unbekümmert konnte er andere um Rat fragen, die weniger klug als er waren. Überaus begabt war er zugleich doch so bescheiden, daß er die weniger Begabten um Hilfe bat. Besitzend, und zugleich schien er nichts zu haben; oftmals beleidigt, aber er rechnete es niemals auf.

Trotz der hohen Geistigkeit seiner Auffassung von Freude wies Konfuzius die kleinen Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens keineswegs zurück. Er riet nur zur Mäßigkeit bei ihrem Genuß. Diese seine Lehre ist im Lied der Grille illustriert. Dieses Gedicht ist eine Art Wechselgesang zwischen den Festgästen und einem Moderator, dem Butler also, der für den ordnungsgemäßen Verlauf sorgt.

Das Lied der Grille

Festgäste

In unserm Zimmer zirpt die Grille.

Zu Ende geht das Jahr in Stille.

Laßt uns mit Tanz und Lied es treiben,

Mond und Sonne doch nicht bleiben.

Moderator

Daß eure Lust nicht überschäume,
Vergeßt nur nicht die hehren Träume.
Ihr wißt doch, daß die Klugen alle,
Sich zügeln in des Frohsinns Falle.

Festgäste

In unserm Zimmer zirpt die Grille.
Das Jahr verläßt uns in der Stille.
Und tanzen und singen wollen wir heute.
Die fliehende Zeit zu greifen als Beute.

Moderator

Es darf auch Lust und Freude walten;
Doch haltet im Sinn das Wort der Alten:
Wenn euer Denken beim Tanzen schwindet,
Die Seele ihren Ort nicht findet.

Festgäste

In unserm Zimmer zirpt die Grille.
Das Jahr ist verschwunden in leerer Stille.
Laßt uns das Leben genießen noch besser,
Die Zeit hebt schon ihr Todesmesser.

Moderator

Ich kenne zwar die Kürze des Lebens,
Doch auch das Leid des wilden Strebens.
Die Reize der Schönheit wollen binden,
Den Frieden wir in Pflicht nur finden.

Konfuzianische Freude verachtet auch nicht die menschliche Liebe. Im Buch der Lieder, das Konfuzius selbst zusammengestellt haben soll und ständig seinen Schülern empfahl, finden wir Liebesgedichte vollendeter Art.

Der Konfuzianer möchte in den menschlichen Beziehungen Harmonie schaffen; die Poesie, mit der dieses Suchen ausgesprochen wird, strahlt einen solchen Glanz von Sympathie aus, daß man davon froh wird. Nichts von dem, was den Menschen angeht, ist ihm fremd. Er verachtet weder menschliche Gefühle noch Regungen noch Sehnsüchte. Nur auf einem besteht er: Alles soll sich regeln nach dem Maß der Harmonie.

Die Freude der Taoisten

Die Anhänger des Konfuzius suchen Freude im harmonischen Zusammenklang mit der Welt des Menschen; die Taoisten⁴ finden ihre Freude im harmonischen Einklang des *einzelnen mit dem Ganzen*. Sie möchten also aus dem menschlichen Bienenschwarm fliehen und im Schoße der einen Natur leben. Typisch für dieses taoistische Ideal ist ein Gedicht von Lu Yun (4. Jh.):

Jenseits der staubigen Welt
Genieße ich Stille und Frieden.
Schließe die Türe nach außen,
Riegle die Fenster mit Ketten.
Harmonie, das ist mein Frühling,
Reinheit, das ist mein Herbst.
Eingestimmt in die Zeiten
Wird meine Hütte zum All.

Nach Lu Yun lebt der vollkommene Mensch einsam, aber nicht abgesondert, denn er ist eins mit dem Universum, sein Geist stimmt überein mit dem Rhythmus der Natur. Während der Konfuzianer sein Glück am stärksten in der Kameradschaft mit gleichgesinnten Menschen findet, fühlt sich der Taoist dort zu Hause, wo er für sich allein in Einheit mit der Natur lebt.

Es ist deshalb nicht überraschend, daß der Konfuzianismus viel Wert auf Gelehrsamkeit legt, während der Taoismus dem Studium der Gelehrten keine besondere Bedeutung beimißt und sogar für deren Abschaffung plädiert.

Von Konfuzius sagt man, daß ihm zu Unrecht erworbene Reichtümer und Ehren wie vorüberziehende Wolken vorkamen. Der Taoist geht wohl noch einen Schritt weiter. Ihm gelten alle Reichtümer und Ehren, ob rechtmäßig oder unrechtmäßig erworben, so gut wie nichts. Nach Chuang Tsu⁵, dem großen Taoisten, läßt der Mensch des Tao

das Gold in den Tiefen der Berge und die Perlen in den Tiefen der Meere liegen: weder Armut noch Reichtum gelten ihm etwas; er hält sich fern von Geld und Ehren; er sorgt sich nicht um ein langes Leben und nicht um einen frühen Tod. Wohlergehen gilt ihm nicht für ruhmvoll, aber auch Dürftigkeit beschämt ihn nicht. Er würde für den Besitz der ganzen Welt keinen Finger rühren, selbst wenn sie ihm angeboten würde; es kümmerte ihn nicht, auch wenn er über die ganze Welt nach eigenem Gutdünken herrschen könnte. Sein Adel besteht nur in dem Wissen, daß alle Dinge zu ein und demselben Schatz gehören, daß Tod und Leben in gleicher Weise einzuschätzen sind.

⁴ Lao-tse gilt als der große Lehrer des Taoismus. Manche nehmen an, daß er das grundlegende Werk des Taoismus, den Tao-te-King (6. Jh. bis 4. Jh. v. Chr.) schrieb; vielleicht war er Zeitgenosse des Konfuzius.

⁵ Andere Schreibweise: Tschuang Tse (2. Hälfte des 4. Jh.s v. Chr.).

Die Freude der Taoisten ist die des Nicht-Gebundenseins, des Nicht-Anhängens, der immer währenden Freiheit. Ihr fehlt zwar die Wärme der konfuzianischen Freude; aber sie ist von erquickender Frische. Die „Fischer-Lieder“ sind ein gutes Beispiel dieser Freude. Dabei ist zu wissen, daß die Lieder von einem Prinzen stammen, der – trotz seines Lebens am Hofe – sich armselig vorkam und die Fischer um ihre Freiheit beneidete. Li Yu dichtete:

Fischer-Lieder

Der Schaum der Wellen zaubert endlose Schneewehen hervor.
Bäume mit Pfirsichen und Birnen sind die schweigenden Scharen
des Frühlings.

Ein Krug voll Wein,
Eine Schnur zum Angeln,
Wieviele Menschen teilen das Glück,
das mir zu eigen ist.

Ein Hauch von Frühlingsluft umspielt die Planke eines Boots.
Ein Strauß von Blumen,
Ein Krug voll Wein.
Auf endlosen Wellen hinaus strömt die Freiheit,
die mir zu eigen ist.

Viele chinesische Gelehrte begannen als Konfuzianer; mit dem Alter jedoch wurde ihr Denken und Fühlen mehr und mehr taoistisch.

In den Lehren des Taoismus findet man Ansätze zu der geistigen Loslösung, die christliche Heilige verwirklichten. In einzigartiger Weise ist sie in den paradoxen Zeilen des heiligen Johannes vom Kreuz zusammengefaßt:

Alles besitzen, aber ersehnen, nichts zu haben.

Alles sein, aber ersehnen, nichts zu sein.

Die Freude der Buddhisten

Der Zen-Buddhismus⁶ ist, wie ich glaube, eine typisch chinesische Erscheinung. In dem „Reisetagebuch eines Philosophen“ kommt der deutsche Philosoph Herrmann Graf Keyserling auf den Konfuzianismus und den Taoismus in China zu sprechen:

Kung Fu Tse (Konfuzius) und Laotse repräsentieren zwei entgegengesetzte Pole dessen, was an Vollkommenheit möglich ist; der eine steht für die Vollkommenheit in der Welt der Erscheinung (der Tatsachen),

⁶ Nach der Jahrhundertwende kam der Buddhismus nach China und gewann dort die Form, die uns heute als Zen-Buddhismus von Japan her entgegenkommt.

der andere für die Vollkommenheit in der Welt der Bedeutung (des Sinnes); der erstere für die Vollkommenheit im Reich des Materiellen, der zweite für die Vollkommenheit im Reich des Nicht-Materiellen. Deshalb sind die beiden nicht mit gleichem Maßstab zu messen.

Solange man den Blick auf die natürliche menschliche Weisheit einschränkt, kann man Keyserlings Beurteilung für richtig halten. Doch wenn der Konfuzianismus und der Taoismus die polaren Möglichkeiten der Vollendung darstellen, so ist zu fragen, wohin dann der Buddhismus gehört. Letzterer ist dann wohl der Versuch, beide Pole in Harmonie zu bringen, indem er sie übersteigt. Der Zen-Buddhist möchte das jenseitige Ufer (des Sinnes) erreichen durch ein beharrliches Stehenbleiben auf dem diesseitigen Ufer (der Tatsachen). Er sieht alle Dinge des Diesseits im Licht der Ewigkeit. Jede auch noch so alltägliche Lebenserfahrung ist für ihn angefüllt mit tiefstem Sinn; denn er betrachtet sie als Sprungbrett zum Eintauchen in den Ozean des Geheimnisses. Er lebt sichtlich in der gleichen Welt wie die anderen Menschen; aber in seinem Eigenleben ist er in einen neuen Himmel und eine neue Erde eingetaucht. Seine Freude besteht im plötzlichen Bewußtwerden, worin ein Schimmer der wahren Natur der Dinge aufgeht. In den Augenblicken der Verzückung sind alle Ängste und Sorgen vergessen; das Leben ist nichts als ein Abspielen des Films im Theater. In diesem Zustand erwacht im Buddhisten das Gefühl des unendlichen Mitleids für alle lebendigen Wesen.

Der Zen-Buddhist, der das Universum im Licht der Ewigkeit betrachtet, überlegt nicht, wieviel Abermilliarden Jahre das Universum schon besteht und weiter bestehen wird; er schaut es an wie eine wunderbare Blume, die jetzt, im Augenblick aufblüht und dann auf immer verschwindet. Oder mit einem anderen Bild gesagt: alle Festlichkeiten des Lebens sind für ihn wie das Dahinstürmen eines Rennpferdes, erblickt durch eine Zauuritze. Doch für den Zen-Meister, dem alle anscheinend so beständigen Dinge vorüberziehend-vergänglich erscheinen, hat dieser vorübergehende Augenblick Ewigkeitswert. Der Ton eines singenden Vogels, der Duft einer Blume, das Plätschern eines Baches, das zufällige Begegnen alter Freunde, das Flüstern eines Liebenden, das Echo einer Glocke – das gewinnt Ewigkeitswert, da es sich in den Ozean des Weltgeheimnisses einsenkt. Die Frühlingsblumen werden schöner und die Bergbäche eilen frischer und klarer dahin. Es ist eine ästhetische Schau. Verständlich, daß die größten chinesischen Künstler vom Zen-Buddhismus inspiriert wurden.

Eine hübsche Anekdote des großen Zen-Meisters Hsuan Sha kann diese ästhetische Seite der zen-buddhistischen Erfahrung illustrieren. Hsuan Sha stand an seinem Vortragspult und wollte mit seinem Vortrag anfangen; da hörte er eine Schwalbe draußen vor der Halle zwitschern. Unvermittelt wandte er sich zum Publikum: „Welch wunderschöne Predigt über die Wirklichkeit!“ Damit stieg er vom Rednerpult herab und zog sich ins Zimmer zurück.

Viele Gedichte der T'ang-Dynastie atmen den Geist des Zen. Eines von ihnen macht den plötzlichen Einbruch der Ewigkeit in die Zeit vernehmbar:

Des Nachts am Ankerplatz vor Soochow
von Chang Chi

Der Mond ist untergegangen.
Die Krähen krächzen.
Die Nacht klirrt vor Frost.
Die Ahornbäume und die Fischerlaternen
begleiten meinen unruhigen Schlaf.
Da plötzlich, vom Tempel am Kalten Hügel
jenseits der Stadt Soochow
tönt das Echo der Mitternachtsglocke,
hinaus zum Boot, das vorübergleitet.

Man versteht, warum C. G. Jung den Zen-Buddhismus „eine der schönsten Blüten des chinesischen Geistes“ genannt hat. Aber was macht nun die Eigenart dieser Erfahrung aus? Es ist – wie mir scheint – die Vereinigung des Abstrakten mit dem Konkreten, des Universalen mit dem Besonderen, der äußersten Nicht-Welthaftigkeit mit einer vollständigen Welthaftigkeit, eines transzendentalen Idealismus mit dem ganz normalen Leben. Und diese Einheit wird nicht durch theoretische Spekulationen gefunden, sondern ist Sache persönlicher Erfahrung.

Typisch chinesisch ist es, die normalen Alltagspflichten mit letzter Bedeutung zu erfüllen. D. T. Suzuki findet darin einen charakteristischen Ausdruck des Fleißes und des praktischen Sinns der Chinesen. Und darum sehen auch die Zen-Meister folgerichtig in den niedrigen Diensten am Mitmenschen, im Tun für andere, eine Verwirklichung der geistigen Werte. Denn nach D. T. Suzuki sind die Mystiker stets Menschen der Praxis und keineswegs so von unirdischen und jenseitigen Wirklichkeiten absorbiert, daß sie darüber die Angelegenheiten des Diesseits vergäßen.

Auch diese Haltung der chinesischen Meister kann ein Zugang zur Vollkommenheit christlicher Heiliger sein. Ich kenne jemanden, dem wurde beim Lesen eines vierzeiligen Gedichtes die gerade beschriebene Erleuchtung geschenkt, also das Wachwerden für die vergängliche, vorüberziehende Natur des Kosmos, der für gewöhnlich doch so fest und beständig erscheint. In einem Gedicht von Sui Yang-ti schlägt sich diese Philosophie des Zen-Buddhismus nieder:

Blumen und Mondlicht über dem Frühlingsfluß
Der Abendfluß ruht still,
Die Frühlingsfarben entfalten sich.
Plötzlich, eine Welle trägt den Mond hinweg,
Und die Flut kommt mit der Last der Sterne.

Das Gedicht klingt harmlos, aber es öffnet dem Leser sein inneres Auge für die Vergänglichkeit des Kosmos, der ansonsten so fest zu sein scheint. So läßt uns das Zen einen Blick in das Wesen der Schöpfung tun – obgleich es nicht den Schöpfer des Alls dazu aufruft. Shakespeare wurzelt im Geist des Zen, wenn er gegen Ende seines „Sturms“ Prospero verkünden läßt:

Unsere Lustbarkeiten sind nun zu Ende. Diese unsere Darsteller
Waren alle Geister – wie ich es angesagt hatte.
Und sind in die Luft hineingeschmolzen, in die dünne Luft;
Und, so wie das grundlose Gebäude dieser Vision,
Werden sich auflösen die mit Wolken umkleideten Türme, die glänzenden Paläste,
Die feierlichsten Tempel, selbst der große Erdkreis,
Ja alles, was er in sich birgt.
Und so wie dieses unwirkliche Festspiel dahinschwand,
So bleibt kein Fetzen zurück. Wir sind der Stoff,
Aus dem die Träume gemacht sind, und unser kleines Leben
Wird abgerundet durch einen Schlaf.

Man könnte meinen, daß der Geist des Zen nur in ein negatives Erlebnis führe und deshalb keinen Zugang zur Freude schenke. Aber das Wissen um unser vergängliches Schattendasein hilft dem Leidenden; es kann sein Herz von der Last der großen Sorgen befreien. Und mehr noch bereitet es den Weg zum wahrhaft religiösen Leben; denn die Erfahrung, daß in dieser Welt keine bleibende Stätte ist, bedeutet eine heilsame Warnung für den geistlichen Menschen, damit er nicht dort Ruhe sucht, wo sie letztlich nicht gefunden wird.

Die christliche Freude

Die drei vorgestellten Weisen der Freude entsprechen den drei Philosophenschulen, die immer schon den chinesischen Geist bestimmt haben. Der Konfuzianer denkt humanistisch und seine Freude besteht im tugendhaften Leben. Der Taoist ist pantheistisch und seine Freude liegt in der Erfahrung der Einheit mit dem Kosmos. Der Zen-Buddhist lebt „überweltlich“ und seine Freude stammt aus der plötzlichen Einsicht in das Nichts der sichtbaren Welt.

Nur kurz wurde bei der Darstellung dieser drei auch die Freude des christlichen Heiligen berührt, denn diese lebt auf einer höheren Ebene als die beschriebenen Freuden. Dort finden sich alle drei Arten von Freude, die den chi-

nesischen Weisen bekannt waren. Dort lebt die konfuzianische Freude, die aus der brüderlichen Liebe und der Liebe zum Kind hervorgeht; aber christliche Freude übersteigt diese, so wie die theologischen, also die in Gott gründenden und von ihm geschenkten Tugenden, die sittlichen, humanen Tugenden übersteigen.

Der christliche Heilige kennt auch die Freude des taoistischen Weisen; aber er bleibt nicht in der Vermischung des letzten Sinnes mit den Tatsächlichkeiten der Schöpfung stehen; der christliche Heilige ruht im Schöpfer, und seine Freude ruht in der Einheit, die die ganze Schöpfung in *ihm*, durch *ihn* und für *ihn* hat. Die taoistische Einheit mit der Natur ließe sich mit der freien Liebe vergleichen, die für einige Zeit Freude schenkt; aber die christliche Einheit ist wie das Sakrament einer lebendigen Ehe, das Quelle tiefster und beständiger Freude ist; es wirft einen Schatten ewiger Herrlichkeit voraus und bedeutet jetzt schon ein „Angeld“ himmlischer Lust.

Der christliche Heilige kennt wie der Buddhist die ekstatischen, hinreißenden Freuden der mystischen Erfahrung; aber seine Ekstasen sind nicht, wie die buddhistische Lehre zu fordern scheint, durch Kräfte des Selbst herbeigeführt; der christliche Heilige läßt sich beschenken, vom Wehen des Heiligen Geistes mitreißen.

Die christliche Freude ist auf drei „Ebenen“ zu Hause: Mensch, Natur und Gott; in Gott aber hat sie die letzte Quelle. Aus diesem Grunde können sich die christlichen Heiligen ganz und gar mit der Natur verbrüdern ohne im Ozean des Kosmos zu ertrinken. Der heilige Franz liebte und genoß die Natur in einer Freiheit des Geistes, die nur Gotteskindern zu eigen ist. Ihm waren alle Freuden des Pantheismus geschenkt, aber noch mehr; er mußte sich nicht für eine Verknotung kosmischer Energien halten, um an der Freude der Natur teilzuhaben. Wie die Konfuzianer liebten der heilige Vinzenz von Paul oder Pater Damian de Veuster ihren Nächsten in so vollkommener Weise, daß sie sich freuten, mit ihnen und für sie zu leiden. Wie viele Missionare haben ihr Leben aufgeopfert für Mitmenschen in weit entfernten Ländern! Aber nicht aus Sentimentalität oder irrationalen Humanismus, wodurch die Harmonie des Ganzen zerstört würde. Der heilige Paulus durfte Gott und Christus erfahren, und zugleich war er so nüchtern im Umgang mit den Menschen, wie es ein konfuzianischer Edelmann nicht besser hätte sein können. Er war ebenso erhaben über menschliche Reichtümer und Ehren, wie man es von taoistischen Einsiedlern und buddhistischen Mönchen erzählt. Nur die Gnade kann das geheime Sehnen der Natur erfüllen.

Die wenigen Beispiele zeigen, daß die Freude des christlichen Heiligen noch tiefer und noch reicher ist als die der chinesischen Weisen. Ob nicht die Freuden des Konfuzianismus, Taoismus und Zen-Buddhismus ein „Seufzen und Sehnen“ (Röm 8,20–26) nach der Freudenbotschaft des Evangeliums doku-

mentieren, nach der Menschwerdung Gottes, nach der „Freiheit und Herrlichkeit der Kinder Gottes“ (Röm 8,20–26)?

Wenn man aber nun dieser Freude der Heiligen die Freudlosigkeit jener Christen entgegenhält, die mit billigen Vergnügungen und Sensationen ihre Zeit totschiessen? Was sollen wir dazu sagen? Sie scheinen nicht einmal das zu kennen, was die Weisen des Ostens so tief verspürt haben: Findet man nicht das Glück im Leben der Innerlichkeit, dann findet man es nirgendwo! So hat man von den Kirchenvätern bis Martin Luther den Satz Jesu ausgelegt: „Das Reich Gottes ist in euch.“

Das christliche Apostolat, die christliche Mission muß bewahren und vollenden, was an Wahrheit in der Überlieferung eines Volkes zu finden ist. Und wieviel Wahrheit findet sich in den Lehren der chinesischen Weisen – des Konfuzius, des Laotse und der Lehrer des Zen-Buddhismus! Schon immer und besonders heute üben diese alten Lehrer einen großen Einfluß auf die gesamte Weltkultur aus. Es wäre also gut, wenn alle, die sich für die christliche Botschaft einsetzen, besonders aber jene, die ein „Apostolat der Philosophie“ betreiben, um den Reichtum an Wahrheit in der chinesischen Weisheit wüßten. Das Evangelium wird auf dem dort bereiteten Boden wachsen und blühen.

Evangelium heißt: Frohe Botschaft, Nachricht von der Freude. Die fernöstlichen Lehren von Harmonie und Freude können helfen, daß die Botschafter des Evangeliums froher und freudiger werden. Nur wer Freude ausstrahlt, kann auch als Künder des Christentums, als Missionar gelten. Wer meint, er müsse andere Menschen „christianisieren“ und nicht einmal so froh ist, wie es die chinesischen Weisen waren, wie kann er überzeugen? Er lebt ja, als wäre Christus niemals geboren, gestorben und vom Tode auferstanden. Er sucht ja – wie der verlorene Sohn im Gleichnis vom gütigen Vater – nach den Schoten der Schweine, den Oberflächen-Lüsten, statt sich auf die Freude des Vaterhauses zu besinnen.

Die Weisen des fernen Ostens waren froh mit den Bruchstücken von Freude, die sie im lebenslangen Suchen fanden. Hatten sie nicht recht, als sie Musik mit Freude identifizierten? Musik ist Ausdruck von Harmonie, Musik ist der Klang des Sich-Vereinens. Musik ist – so gesehen – Kunst par excellence. Die Weisen wußten, daß Freude aus innerer Harmonie entsteht; und sie wußten, daß innere Harmonie Ausdruck der wahren menschlichen Persönlichkeit bedeutet: Musik umschließt und eröffnet alles. Der Weg zur Freude, den diese Männer weisen, wird im Christentum nicht verachtet, sondern aufgenommen und weitergeführt zur Freude an Gott, und an Gottes Schöpfung, an Menschen und an menschlichem Zusammensein, dort, wo die Harmonie der Schöpfung Gottes am reinsten und lautersten aufklingt.